Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 138. **Sonnabend** den 16. März 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

-ρ. Die Capitulation Louis Botha's, des boerischen Oberstcommandirenden, war auf einen bestimmten Tag, 11. März, angekündigt worden, sie ist nicht erfolgt;

Friedensverhandlungen

sollen, selbst nach amtlicher Mittheilung englischer Minister, im Gange sein, darüber ist nun auch eine Woche verflossen und mehr, und heute ist es nicht einmal gewiß, ob überhaupt Verhandlungen stattfinden. Man meldet uns:

* **London**, 16. März. Die „Times" berichten aus Kaalspruit unter dem 15. März, es verlaute, Botha, Delarey und Dewet würden am 18. März eine Zusammenkunft haben, um über die Lage zu berathen.

* **Bloemfontein**, 15. März. (Reuter's Bureau). Dewet hielt dieser Tage eine Ansprache an seine Anhänger, in der er erklärte, daß in Transvaal durchaus keine Unterhandlungen mit den englischen Behörden im Gange seien.

* **London**, 15. März. Hiesigen Abendblättern wird aus Standerton von heute gemeldet, daß die unter General French stehenden Truppen im Hinblick auf die zwischen Kitchener und Botha schwebenden Unterhandlungen Halt machen.

Vielleicht ist in dieser letzten Meldung der Schlüssel des Räthsels zu finden und die schöne Mär von den Friedensverhandlungen nur erfunden worden, um die absolute Unthätigkeit der englischen Streitkräfte während der letzten Zeit, die durch die Ungunst der Witterung und das tactische Geschick des immer und immer wieder entschlüpfenden und unsichtbar werdenden Gegners bedingt ist, zu bemänteln.

Die Pest.

* **Capstadt, 15. März. („Reuter's Bureau".) Nachdem die Behörden als Vorsichtsmaßregel gegen die Ausbreitung der Pest die Ausweisung der Kaffern aus der Stadt und ihre Unterbringung in besondere Oertlichkeiten durchgeführt hatten, veranstalteten in Capstadt die ansässigen Malayen, die eine ähnliche Behandlung fürchten, eine große Versammlung und beschlossen, sich, wenn nöthig, der Ausweisung mit Gewalt zu widersetzen. In der Stadt befinden sich einige Tausend malayische Männer.**

* **Capstadt, 15. März. („Reuter's Bureau".) Heute sind hier 11 Personen, darunter ein Europäer, an der Pest erkrankt.**

Der Sündenbock.

Im englischen Oberhause antwortete gestern Lord Wolseley auf die Kritik, welche Lord Lansdowne an seiner Thätigkeit als Obercommandirender der englischen Armee geübt, und sagte, er habe bis zu der kürzlich stattgehabten Debatte die Ansicht gehabt, er besitze das volle Vertrauen der Regierung; er bestreitet, daß er verabsäumt habe, für Hilfsmannschaften zu sorgen. Er habe niemals geglaubt, daß Ladysmith ein Platz sei, der gehalten werden könne, aber er habe empfohlen, daß die Stadt zu einem Proviantdepot für die Truppen, welche dem Biggarsberg halten sollten, gemacht werden solle. Er habe die Kampfkraft der Boeren unterschätzt, aber der Irrthum sei nicht hervorgerufen worden durch Nichtachtung ihrer Offensivpläne, sondern durch die Thatsache, daß die von den Boeren entfaltete Hartnäckigkeit mit den früheren Erfahrungen Englands im Widerspruch gestanden sei. Wenn England bei dem Ausbruch des Krieges verhältnißmäßig unvorbereitet gewesen sei, so sei es dies nicht deshalb gewesen, weil es nicht darauf gedrängt habe, daß nach Südafrika allmählich und unauffällig Verstärkungen entsandt wurden. Er habe am 8. Juni 1899 die Mobilisirung eines Armeecorps empfohlen und geglaubt, daß diese Mobilisirung in Südafrika von erheblicher Wirkung sein werde, und daß England so eine Streitmacht besitzen würde, welche zur Einschiffung bereit sei. Lord Wolseley schloß mit der Forderung, daß die von ihm verfaßten Documente veröffentlicht werden, welche auf seine in der erwähnten Debatte gemachten Bemerkungen Bezug haben. Lord Lansdowne erwiderte, Wolseley habe, als der Krieg unmittelbar bevorstand, nicht gesagt, daß Ladysmith eine gefährliche Position sei. Nach der Niederlage bei Glencoe habe Wolseley verlangt, man solle hinter den Tugela zurückgehen. Dies sei eine verspätete Anregung gewesen; wäre dieselbe früher gekommen, so wäre man vor einem sehr mißlichen Zwischenfall bewahrt geblieben. Lansdowne erklärt weiter, er wolle sich nicht rechtfertigen bezüglich der Unterschätzung der Stärke des Feindes, aber wenn hier Jemand zu tadeln sei, so müsse Wolseley sein volles Theil tragen. Die Regierung sei nicht in der Lage gewesen, verschiedene von Wolseley im Laufe des Sommers 1899 gemachte Vorschläge anzunehmen, weil die Politik der Regierung eine Politik des Friedens und nicht der Herausforderung war. Unter Anderem habe Wolseley angeregt, man solle die Delagoabai besetzen und einen Appell an die Colonien richten. Lansdowne schloß, er könne der Veröffentlichung der Documente nicht zustimmen. Nach einer lebhaften Debatte, in welcher Lord Rosebery Wolseley's Antrag auf Veröffentlichung unterstützt, wurde derselbe mit 62 gegen 38 Stimmen abgelehnt.

Der Kostenpunct.

* **London**, 15. März. (Unterhaus. Fortsetzung.) Alfred Davies fragt an, ob in Südafrika eine Organisation ins Leben gerufen werde, mit deren Hilfe nach Herbeiführung des Friedens man in der Lage sein werde, den nothleidenden Loyalisten, die durch den Krieg geschädigt worden seien, und den nothleidenden Boeren sofortige Hilfe zu leisten, und ob eine derartige Hilfeleistung der Transvaal- und der Oranjefluß-Colonie zur Last gelegt werde. Chamberlain erwidert, daß eine derartige Organisation in Erwägung gezogen sei, aber er sei nicht in der Lage, mehr zu sagen, als daß sie beabsichtigt sei, und daß, wenn der Transvaal- und der Oranjefluß-Colonie irgend etwas zur Last gelegt werden sollte, diese Hilfeleistung diesen zur Last fallen solle.

* **Capstadt**, 15. März. Da die Boeren die Telegraphendrähte zerschnitten haben, ist die Verbindung mit dem Osten der Colonie und mit Natal unterbrochen. (Wdhlt. u. berichtet.)

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. März.

Das Centrum des **Reichstags** gehörte, wie sich gestern gezeigt hat, nicht zu den Fractionen, die geneigt waren, die Berathungen der neuen Chinavorlage rasch im Plenum zu erledigen und deshalb von der Verweisung an eine Commission abzusehen. Der Abg. Dr. Bachem beantragte ausdrücklich Commissionsberathung. Daraus darf man aber nicht schließen, daß das Centrum dem Reichskanzler Schwierigkeiten bereiten wolle; die Gründe, die der Fractionsredner für die Commissionsberathung geltend machte, waren rein formaler Natur; an den Darlegungen des Reichskanzlers hatte er nicht das Geringste auszusetzen, ja er vertheidigte sogar die vom Abg. Bebel bemängelte Stärke unserer in China thätigen Truppen. Hieraus ergiebt sich, daß das Centrum die Ablehnung des Antrags Bachem nicht ungern sah und keine Ursache zu haben sich bewußt ist, sich am Grafen Bülow zu rächen. Und da dieser auch bei den Conservativen und den Nationalliberalen wohlwollende Beurtheiler seiner Darlegung fand, so wird er bei der weiteren Plenarberathung wohl nur Angriffe der Socialdemokraten und der Gesellschaft des Abgeordneten Richter abzuwehren haben — es müßte denn sein, daß man bei genauer Prüfung des stenographischen Wortlautes seiner gestrigen Reden Lücken entdeckte, die gestern den Hörern entgingen, oder daß plötzlich ein Ereigniß einträte, wodurch sich die Hoffnungen des Reichskanzlers, die Solidarität der Culturmächte werde auch die neuerdings hinsichtlich der chinesischen Verhältnisse hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten überwinden, als trügerisch und die deutschen Maßnahmen als verfehlt erweisen. Was diese Maßnahmen betrifft, so erfuhr man nicht viel Neues; das Wenige aber rechtfertigt die im Ganzen sehr günstige Aufnahme, welche die kanzlerischen Ausführungen fanden. Es handelt sich nach ihnen im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen mit China neben der angemessenen Bestrafung der schuldigen Mandarinen und der Entsendung einer chinesischen Sühnemission nach Berlin — die indessen erst angenommen werden soll, wenn die Erfüllung der Friedensbedingungen seitens Chinas sicher gestellt sein wird — namentlich um die Frage der Entschädigung sowohl für die Kosten der Expedition, wie für die Schädigungen Privater. Die über die Aufbringung der Entschädigungssumme eingeholten Gutachten gehen übereinstimmend dahin, daß ein Eingriff in die chinesischen Finanzverhältnisse zu vermeiden und hauptsächlich eine Erhöhung der Seezölle ins Auge zu fassen sein werde. Die Dauer der Occupation von Petschili werde von der weiteren Entwickelung der militärischen und politischen Verhältnisse, insbesondere von der Loyalität der chinesischen Regierung in der Erfüllung der Friedensbedingungen und von den Garantien für die Zahlung der Entschädigungen abhängen. Länger als in dieser Hinsicht erforderlich, würden die deutschen Truppen nicht in Petschili bleiben. Ebenso werde Deutschland das Obercommando nicht einen Tag länger aufrecht erhalten, als die Lage es erfordere und es dem Wunsche der Mächte entspreche; so lange aber diese Voraussetzungen zutreffen, werde der Feldmarschall sein Amt weiter verwalten. Was die diplomatische Lage in China anlange, so habe Deutschland als dort vorwiegend nur wirthschaftlich interessirte Macht das Yangtse-Abkommen mit England abgeschlossen, das einerseits auf die Aufrechterhaltung der Integrität Chinas abziele, andererseits Deutschland nicht weiter engagire, als es durch seine wirthschaftlichen Interessen geboten sei. Auf die Mandschurei beziehe sich das deutsch-englische Abkommen nicht. Das gehe aus dem Wortlaut hervor und sei deutscherseits bei den Verhandlungen über das Abkommen außer Zweifel gestellt worden. Die Mandschurei könne Deutschland völlig gleichgiltig sein. Auf der anderen Seite habe Deutschland allerdings ein Interesse daran, daß China seine finanzielle Leistungsfähigkeit nicht in fraudem creditorum, nämlich der Entschädigung fordernden Mächte, im gegenwärtigen Augenblicke schwäche. Dies sei der chinesischen Regierung von deutscher Seite, wie von anderen Mächten, ausgedrückt worden. Keine andere Regierung könne dies verübeln, da alle Mächte die feierliche Erklärung abgegeben haben, daß sie in China keine Sonderpolitik verfolgen. Der Standpunct der kaiserlichen Regierung sei demgemäß in einer Circularmittheilung dahin präcisirt worden, daß sie in erster Linie von der chinesischen Regierung die schleunige Erfüllung der Friedensbedingungen oder deren Sicherstellung verlange, im Uebrigen sie mit ihren Anträgen und Beschwerden an die diplomatische Conferenz in Peking verweise, die das Concert der Mächte repräsentire. Nimmt man zu dieser Darlegung noch die Versicherung, daß die Beziehungen Deutschlands zu allen Reichen und besonders zu den beiden anderen Dreibundmächten durchaus freundlicher Art seien, so gewinnt man den Eindruck, daß trotz aller noch zu überwindenden Schwierigkeiten die Hoffnung des Reichskanzlers auf eine nicht zu ferne friedliche Schlichtung der Wirren sich erfüllen werde — sofern ihm noch das große Kunststück gelingt, die finanzielle Leistungsfähigkeit Chinas nicht schwächen zu lassen und doch den Ansprüchen Rußlands auf die Mandschurei nicht entgegenzutreten. Vorläufig ist es noch das Geheimniß des Leiters unserer auswärtigen Politik, wie er diese diplomatische Riesenaufgabe lösen zu können glaubt.

Ueber den angeblichen augenblicklichen Stand der Frage nach Einführung eines **Doppeltarifs für landwirthschaftliche Zölle** glaubt die „Freisinnige Ztg." Folgendes mittheilen zu können:

Die Verhandlungen, welche gegenwärtig innerhalb der preußischen Ministerien über die Stellung Preußens zu der Zolltarifvorlage stattfinden, werden zwischen den Commissaren des Finanzministeriums, des landwirthschaftlichen Ministeriums und des Handelsministeriums einerseits, des auswärtigen Amts, des Reichsschatzamts und des Reichsamts des Innern andererseits geführt. Der Urheber der Doppeltarifvorschläge ist der frühere nationalliberale Abgeordnete und gegenwärtig in den Staatsdienst übergetretene Prof. v. d. Borght, der Hauptvertreter dieser Richtung im wirthschaftlichen Ausschuß war der Ministerialdirector Wermuth. In den gegenwärtigen Conferenzen, die am 12. d. Mts. begonnen haben, scheint sich die Stellungnahme dahin zu accentuiren, daß das Reichsamt des Innern, das Finanzministerium und das landwirthschaftliche Ministerium sich warm für den Doppeltarif, wenigstens insoweit Lebensmittelzölle in Betracht kommen, einsetzen werden, während die Vertheidigung auf der anderen Seite ziemlich kühl geführt wird. Das auswärtige Amt, welches demnächst die Verhandlungen mit den fremden Staaten zu führen hat und die Kosten und den Spott für eine eventuelle Niederlage auf sich nehmen muß, hat natürlich eine geringe Neigung für den Doppeltarif. Die Schlußentscheidung über seine Haltung ist indessen noch nicht gefallen, weil die Entscheidung des Reichskanzlers noch aussteht. Immerhin kann man annehmen, daß über die Frage, ob Einheitstarif oder Doppeltarif, im Laufe der nächsten Woche entschieden sein wird. Die Vertreter des Bundes der Landwirthe sind außerordentlich fidig, um in Privatunterhaltungen schwankende Meinungen zu stützen und widerstrebende Ansichten zu bekehren.

Was Herr Richter hier zum Besten giebt, unterscheidet sich nur wenig von dem Inhalte zweier Alarmartikel, die 36 Stunden früher in zwei Berliner Blättern freihändlerischer Richtung erschienen waren. Man hat diese letzteren Aus-

Feuilleton.

Zwei Brüder.

9]

Roman von Franz Rosen.

Nachdruck verboten.

„Wie können Sie mich so falsch verstehen!" sagte er mit tragischem Tonfall. „Man darf nicht an sich selber denken, wenn es sich um das Glück Derer handelt, die man liebt."

Diese Sprache erschien selbst Maria zu deutlich. Da sie es aber nicht übers Herz brachte, sie ihm zu verbieten, schwieg sie.

„Uebrigens konnte mich Ihre Mittheilung nicht mehr überraschen", fuhr Lazinsky fort. „Jeder, der ein Interesse an Ihnen hat, mußte ja sehen, daß Manfred Waldburg vom ersten Tage an rettungslos verliebt in Sie war."

Der Ausdruck paßte ihr entschieden nicht.

„Er ist mir gut — nun, und ich ihm auch. Also warum sollen wir uns nicht heirathen?" sagte sie trotzend. Lazinsky lächelte überlegen.

„Ich habe ja gar nichts dagegen! Wenn es mir überhaupt zukäme, Ihnen zu- oder abzureden, hätte ich vielleicht nicht so lange geschwiegen. Außerdem ist er mein Kamerad und ein braver, lieber Kerl, den wir Alle gern mögen. — Sie werden ja das Für und Wider erwogen haben — und da Sie darnach zu dem Ergebniß gekommen sind, daß in einer Verbindung mit ihm die Bedingungen ihres Lebensglücks enthalten sind — nun, so kann ich eben nichts Anderes thun, als Ihnen von Herzen die Verwirklichung dieses erhofften Glückes wünschen."

Maria war nicht zufrieden. Sie mißhandelte immer noch den Myrtenzweig, während Lazinsky steif und still vor ihr stand.

„Sie sind mir doch nicht böse?" fragte sie endlich geradezu.

„Böse? Aber Maria! Böse? Daß Sie glücklich werden wollen — — mit einem Andern? Wie käme ich dazu? Wir können uns doch nicht heirathen —"

Sie wurde dunkelroth.

„Nein — nein aber — ich dachte — — —" sie stockte.

„Nein, so selbstsüchtig, wie Sie zu glauben scheinen, bin ich nicht. Ich bin nur zurückhaltend, weil ich fürchte, sonst die Gewalt über mich zu verlieren. Denn es wird ja nun doch anders — —"

Sie sah betroffen aus. Sie wünschte gar nicht, daß es anders werde.

„Vielleicht —" fuhr er, ihr Wienerspiel genau verfolgend, fort, „— findet sich mit der Zeit in Ihrer Häuslichkeit ein Platz für einen guten Freund —".

XIV.

Elisabeth Lazinska stand in dem kleinen Vorsaal und wartete auf ihren Mann. Sie war zur Heimfahrt bereit. Um ihr helles Gewand hatte sie einen dunkelrothen Seidenmantel geschlungen und um den Kopf ein geldliches Spitzentuch gewunden, aus dem das Gesicht zart und rosig erschimmerte.

Hinter den geschlossenen Thüren wogte noch das Geräusch fröhlicher Menschen. Elisabeth neigte das Haupt ein klein wenig nach dort, als lauschte sie unter all den verworrenen Tönen auf einen bestimmten. Dabei sah sie regungslos auf die farbigen Steine des Fußbodens nieder, als gälte es, aus ihrem vielfach verschlungenen Arabesken ein interessantes Räthsel zu lösen.

Plötzlich öffnet sich eine der geschlossenen Thüren. Eine Fluth hellen Lichts fällt heraus. Elisabeth schrickt zusammen und sieht auf. Sie hat ihren Mann erwartet. Aber es ist Peter Waldburg. — Schnell, wie er den Raum betreten, hat er denselben jedenfalls durcheilen und wieder verlassen wollen. Da erblickt er Elisabeth und seine flüchtige Bewegung erlahmt. Langsam klingt er die Thür hinter sich ein und bleibt stehen — ganz Frage, ganz Unschlüssigkeit.

Elisabeth war in ihren tiefsten, traurigsten Gedanken überrascht worden durch den Gegenstand solcher Gedanken. Eines Augenblickes Länge hatte sie ihr Gesicht nicht in der Gewalt. Und dieser Augenblick genügte.

Es giebt einen Sommertag, an dem die Erde ganz in Blüthe steht und in reifer Schönheit prangt. Und doch liegt ein dunkler Bann über Allem. Jede Blüthe hängt den Kopf und schließt den Kelch; kein Vöglein mag singen; schwer und müde streicht die Luft durch die schweigenden Büsche. Denn der Himmel ist bedeckt, und die Sonne scheint nicht. Und der Tag geht dahin wie alle anderen Tage und wird sich seiner Zeit nicht bewußt — denn die Sonne scheint nicht. Jedes noch so kleine Atom der Natur verrichtet seine Arbeit, erfüllt seinen Zweck, aber mechanisch, ohne Freude, ohne Lust — denn die Sonne scheint nicht.

Und plötzlich, mit einem Male bricht sie durch — schnell, unerwartet, leuchtend und singend. Eine goldne Herrlichkeit fällt auf die Erde nieder, daß sie erstrahlt in Licht und Wonne. Alle Vögel flattern auf mit schmetterndem Gesang, alle Blumen fangen an zu duften und zu athmen und in tieferen Farben zu prangen. Ein Jauchzen innerster, heiligster Freude hebt die Brust der reichen Erde.

Und die Sonne leuchtet und lacht und glüht — und geht unter. Denn es war Abendsonne. Und wie sie hinunter ist, fällt ein tieferes Dunkel wie eine große Trauer über die einsame Erde; und in jedem Blumenkelch steht ein großer, klarer Thautropfen.

Elisabeth's Gestalt war vorübergehend wie in Licht getaucht, in ein aus ihrem eigenen Innern quellendes Licht, das aus ihren Augen brach wie ein blendender Strahl von Herzensjubel und Glückseligkeit. Es leuchtete um sie wie goldiger Sonnenschein — ihre ganze Gestalt schien sich in diesem Licht zu verklären, und sie stand stille wie unter himmlischen Segensstrahlen die lichtverlangende Erde.

Peter Waldburg sah tödtlich erschrocken in diese stummen, leuchtenden Augen; diese Augen, die ganz andere Geheimnisse verriethen, als die eines traurigen, einsamen Lebens. Eine Bewegung ging durch seinen Körper, wie das Sturmesbrausen durch den Eichenstamm; ganz kurz und ganz flüchtig. Seine Lippen theilten sich und schlossen sich wieder. Groß, dunkel und leidvoll umfaßte sein Blick secundenlang ihr strahlendes Bild. Dann wandte er sich schweigend um und ging zurück, von wannen er gekommen war. Um nichts in der Welt hätte er jetzt ein gleichgiltiges, erlösendes Wort finden können.

Das Licht, das Elisabeth ausstrahlte, erlosch. Ein letzter Abglanz blieb davon zurück, ein verirrter Funke, der sich in den großen Thränen verfangen hatte, die plötzlich ihre Augen füllten.

Das Alles hatte kaum eine Minute gedauert. Es war nichts Außergewöhnliches geschehen; nichts gesagt, nichts gethan worden. Aber von diesem Augenblicke an wußte Jeder, daß er vom Andern geliebt wurde; nicht mit dem Rausch leichtsinnig begehrender Leidenschaft, sondern mit der heiligen, ernsten, ewigen Gewalt, die vom Himmel ist.

Die Art, wie sie diese Erkenntniß aufnahmen, war ganz natürlich, ganz pflichtgemäß. Nur, daß das Natürlichste manchmal das Schwerste ist; daß es unter Umständen das Leben kosten kann, das äußere sowohl als das innere. Und man gewinnt nichts dafür, als die Genugthuung, daß man eben seine Pflicht gethan hat. Eine Genugthuung, die manches Menschen einziges Glück geblieben ist. —

XV.

Auf dem Heimweg waren die Brüder sehr schweigsam und Jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Bis endlich Manfred ganz unvermittelt fragte:

„Peter, wie fängt man es an, ein solider Mensch zu werden?"

Der Gefragte riß sich mit Gewalt aus seinen Sinnen los, sah Manfred erstaunt an und fragte:

„Willst Du etwa solide werden?"

„Nun ja — Du hältst das wohl für unmöglich?" klang es gereizt.

„Für unmöglich nicht, wohl aber für sehr schwer, wenn man es bis dahin nicht gewesen ist."

„Nun, so sage mir nur erst, wie man es macht."

„Zunächst bezahlt man seine Schulden", sagte Peter. Manfred sah gedankenvoll zum Sternenhimmel auf.

„Du nimmst also ohne Weiteres an, daß ich wieder welche habe —"

„Ja", erwiderte der Andere trocken. Manfred schwieg.

„Nun weiter — was dann?" begann er wieder.

„Man macht keine neuen", sagte Peter.

„Das ist schwerer. — Und dann?"

„Man zügelt alle unerlaubten Leidenschaften und geht den Versuchungen möglichst aus dem Wege; nach der alten Wahrheit: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um."

„Das kannst Du ja augenscheinlich auswendig!" lachte Manfred auf und setzte ernster hinzu: „Peter, eigentlich bist Du doch ein beneidenswerther Mensch." Peter lächelte trübe.

„Warum?"

„Nun — weil Du niemals in Conflict mit Deinen Leidenschaften kommst — weil Du, glaube ich, gar keine hast."

„Meinst Du —" Manfred war indeß zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die bittere Ironie dieser Worte zu hören. „Und was hat denn eigentlich diese ernsten Gedanken in Dir wachgerufen?"

„Ja", sagte Manfred ehrlich. „Der Oberst will mir nicht wohl wegen meines sogenannten Leichtsinns. Da werde ich ihn wohl ablegen müssen. Wenigstens bis ich sie habe."

„Aber Manfred!" entfuhr es dem Anderen mit ehrlichem Schreck.

„Findest Du das etwa gewissenlos?" fragte Manfred unschuldig.

„Gewiß! Denn wenn der Oberst es von Deiner Solidität abhängig machen will, ob er Dir seine Tochter anvertraut oder nicht, so legt er doch den Hauptwerth darauf, daß Du als Ehemann solide bist und verlangt es jetzt von Dir zur als einen Beweis, daß Du es überhaupt sein kannst."

„Niemand kann sich für sein ganzes Leben verpflichten", beharrte Manfred.

„Wenn Du aber von vornherein Deine Sinnesänderung nur als Mittel zum Zweck betrachtest, so werden Deine guten Vorsätze der Innerlichkeit entbehren, die wohl im Stande wäre, sie für's Leben zu festigen."

Manfred überlegte einen Augenblick. Peter nahm Alles gleich so ernst — ernster als nöthig war. Endlich fragte er mit kindlicher Offenherzigkeit:

„Wenn Du nun vor der Frage ständest, entweder mit Deinen liebsten Lebensgewohnheiten zu brechen oder auf das Mädchen, das Du liebst, zu verzichten — was würdest Du dann thun?"

„Ich würde mir sagen —" entgegnete Peter ohne Ueberlegen — „entweder sind mir meine Gewohnheiten lieber als das Mädchen, dann bleibe ich bei jenen und lasse diese fahren. Oder es ist umgekehrt — dann breche ich mit meinen Gewohnheiten end-

SLUB
Wir führen Wissen.